

# SAPERE AUDE

Bote von St. Afra — Augustiner Blätter

---

Beiheft zu Heft 22



Februar 1985

Gottfried Steyer (al.Gr. 22 / 28)

T h a u m a z e i n -

bleibende humanistische Verpflichtung

Vortrag

beim Fürstenschülertreffen

in Meinerzhagen

am 20. Oktober 1984

## V o r b e m e r k u n g

Von Freitag, den 19., bis zum Sonntag, den 21. Oktober 1984, trafen sich ehemalige Angehörige der sächsischen Fürsten- und Landesschulen St. Afra-Meißen und St. Augustin-Grimma in der ihre Tradition fortführenden Ev. Landesschule zur Pforte in Meinerzhagen und wurden von dieser gastlich aufgenommen. Gottfried Steyers Vortrag in der Agora am Sonnabend Vormittag war der Mittelpunkt der Veranstaltung. Auch die älteren Schüler und die von den jüngeren die durch Teilnahme am Griechisch-Unterricht auf das Thema vorbereiteten mit ihren Lehrern hörten ihn. Es wurde von vielen Seiten der Wunsch geäußert, ihn nachlesen und denen zugänglich machen zu können, die das Treffen aus diesem oder jenem Grunde nicht besucht hatten. Der Vorstand kommt dem sehr gern nach, schon um damit dem Vortragenden zu danken für seine von jung und alt als erhellend und hilfreich empfundenen Worte.

Gottfried Steyer, al. qu. Grim. 1922-28, 1936 zum Priester ordiniert, war zuletzt Dozent am Leipziger Theologischen Seminar und übt dieses Amt auch nach seiner 1975 erfolgten Emeritierung noch aus. Er nennt sich auf Seite 22 "unverbesserlicher Autodidakt, der in den zahlreichen von ihm disqualifizierten Stunden riskant und nicht erfolglos Tschechisch lernte". Ich profitierte von dieser Nebenfrucht seiner Fürstenschulzeit bei einer kunstgeschichtlichen Arbeit in Kunst und Kirche, 15. Jahrgang 1938, über das tschechische Bröderkantional von 1564, eine Spitzenleistung der damaligen Buchkunst, und zitierte ihn dort als Übersetzer. Dazu kamen Polnisch und Slowakisch. Neuerdings unterrichtet er im Seminar Ungarisch. Auch in der Bundesrepublik benutzen angehende Theologen sein in der Ev. Verlagsanstalt Berlin (DDR), dann in mehreren Auflagen bei Mohn, Gütersloh, erschienenenes Handbuch für das Studium des neutestamentlichen Griechisch, Band 1 Formenlehre, Band 2 Satz-

lehre, und ersparen sich so den Umweg über das - von ihm und uns hoch geschätzte - klassische Griechisch. Daneben verfaßte er musiktheoretische Schriften.

Seinen Vortrag drucken wir als Manuskript und grüßen damit auch Lehrer und Schüler, einschließlich der ehemaligen, der Ev. Landesschule zur Pforte in Meinerzhagen, Sauerland.

Hamburg, Sonnabend vor dem Ewigkeitssonntag 1984

Dr. Martin Hoberg G 20  
Vorsitzender des Vereins ehemaliger  
Fürstenschüler e. V.

T h a u m a z e i n - bleibende humanistische Verpflichtung

Die Tage, die wir hier gemeinsam verbringen, mögen geeignet sein, daß ein altes oder junges Herz über dies und jenes, was uns da begegnet, ernstlich staunt, hier bewundernd, dort verwundert und in jedem Falle mehr verstehen wollend. Dies liegt nun alles in dem Schlüsselwort dieser Stunde thaumazein beschlossen: das Gern-Wissen-Wollen, das Sich-Wundern, das Bewundern.

Ein Wunder wäre es freilich nicht, wenn sich mancher von vornherein gewundert hätte, ein solches Wort wie thaumazein als Leitmotiv vor das ausgesprochene oder unausgesprochene Generalthema unserer Zusammenkünfte gesetzt zu sehen; denn das lautet doch, mit manchem nachdrücklichen Ausrufe- und Fragezeichen versehen: "Bleibende humanistische Verpflichtung". Es ist unschwer, zu errahnen, in welcher Richtung sich unser dergestalt zusammengesetztes Thema entwickeln wird. Nicht Wissenschafts- und Bildungsgeschichte oder Bildungspolitik werden im Vordergrund stehen, nicht Fachliteratur wird gewürdigt und systematisch verarbeitet werden. Vielmehr sollen einige Schlaglichter auf die uns alle bewegenden Fragen fallen von den Gebieten her, die mich persönlich als sprachlich engagierten Theologen zeit- lebens nicht losgelassen haben.

Zu Anfang hätte ich am liebsten ins Auditorium hinein an die Altaugustiner in weitem Umkreis um meinen Jahrgang herum eine dreifache Frage gestellt, wenn mir nicht unser lieber Vorsitzender den Wind aus den Segeln genommen hätte mit seiner Vorankündigung dieses Vortrags. Ich hätte nämlich uns Altaugustinern zur Bestätigung und den Afranern zum Beweis gefragt, wer unter unsern Lehrern erstens das eindrucklichste Original gewesen sei, wer zweitens Humanismus als humanitas im Organismus unserer Schulgemeinschaft am deutlichsten gelebt hat und an welchen Lehrer drittens vielleicht kein Schüler eine unliebsame Erinnerung hätte,

die er sich diesem anzulasten getraute - nun, ich hätte nicht zu zweifeln brauchen, daß in einheitlicher Beantwortung aller drei Fragen doch wohl nur zwei Namen miteinander ernstlich konkurriert hätten, nämlich Pappus und Prof. Pelz, welche beide die nämliche Person meinen. Er konnte sich unter Umständen Dinge leisten, die einen andern zur Spottfigur gemacht hätte, ohne daß seine Autorität davon im geringsten angekratzt worden wäre. In einmaliger Weise war in seiner Person das Humorvolle mit einem tiefen Ernst verbunden. Seine Haltung in den Andachten ist mir einprägsam und prägend geblieben, obwohl ich mich auf kein einzelnes Wort oder Thema besinne. Nur daran erinnere ich mich, daß er besonders gern das Lied singen ließ "Lobe den Herren, o meine Seele", und daß wir es auch besonders gern und kräftig mitsangen. Hätte es eines Beweises bedurft, daß der gesammelte Ernst, mit dem er jedes Wort seiner Andachten sprach, in der Herzensfreude über seinen Schöpfer wurzelte, dann hätten es Wort und Weise dieses seines Lieblingsliedes sein können: Lobe den Herren, o meine Seele / ich will ihn loben bis in' Tod. / Weil ich noch Stunden auf Erden zähle / will ich lobsingen meinem Gott. / Der Leib und Seel gegeben hat / werde gepriesen früh und spat. / Halleluja!

Nun, Prof, Pelz war einer unserer beiden Mathematik- und Physiklehrer. Mit innerer Abkehr vom humanistischen Bildungswege, den er einst selbst durchlaufen hatte, hing seine engere Berufswahl nicht zusammen. Wenn er in seiner unnachahmlichen Art einen mathematischen Lehrsatz entwickelt hatte, so daß seine Wahrheit nun klar vor uns stand, dann geschah es - ich weiß nicht mehr, ob öfter, ob selten, oder ob es gar nur einmal war - ich weiß nur, daß es mich getroffen hat, wie er mit erhobenem Zeigefinger laut und doch verhalten ausrief:

"Thaumazein!"

Steckte dahinter der Schalk, der er doch auch war? Vielleicht - und wahrscheinlich. Aber ganz sicher steckte hinter dem Schalk das volle Herz, das ihn vielfältig dazu

trieb, seinen Schülern in Freizeit und Unterricht für den Tag und fürs Leben mehr zu geben, als ein Lehrplan vorschreiben und vorsehen kann.

Den Nichtgriechen unter uns zur Erklärung: Thaumazein ist der Infinitiv eines Verbs, das, wie schon oben gesagt, "sich wundern" oder "bewundern" bedeutet. Und nun bitte ich Sie alle, Griechen und Nichtgriechen, sprachlich Interessierte und selbst denjenigen, bei dem sich das Gefieder sträubt, wenn womöglich die Erinnerung an das Joch eines sprachlichen Soll und Muß wachgerufen wird, Sie alle bitte ich, mir mit einer Vorgabe von gutem Willen und Aufgeschlossenheit zu folgen, wenn ich in einiger Ausführlichkeit versuche, die zentralen Wörter unseres Themas sprachlich zu durchleuchten. Es kommt mir dabei nicht nur auf die für unser Thema erheblichen Tatbestände an, sondern ebenso ist es mir wichtig, am konkreten Beispiel etwas vom Wesen, vom Werden und vom Wandel des Phänomens Sprache darzustellen.

Ein Infinitiv wie thaumazein kann im Griechischen auch imperativische Bedeutung haben. Unsere gute alte Schulgrammatik von Gerth-Lamer bemerkte dazu: "Vgl. im Deutschen 'setzen!', 'antreten!'" . Ja, äußerlich eine Parallele, aber innerlich an dieser Stelle ein Gegensatz zwischen Deutsch und Griechisch! Bei uns ist die befehlende Nennform hart, barsch, unpersönlich. Im Griechischen dagegen ist der häufigstgebrauchte imperativische Infinitiv chairein, d.h. "sich freuen". So begrüßten sich die Griechen bald im Imperativ chaire, chairete, bald im Infinitiv chairein. Und im übrigen finden sich im Griechischen solche Infinitive vorwiegend in der Poesie, wo sie bei uns unmöglich wären. Mir will scheinen, daß im Deutschen bei der Wahl des befehlenden Infinitivs das Unterdrücken der grammatischen zweiten, der angeredeten Person maßgeblich ist und wir eben deshalb die unpersönliche Härte spüren. Im Griechischen dagegen geht es um das Beiseiteschieben des Befehlsmodus. Dadurch wird die Atmosphäre entspannt. Das chairein oder thaumazein schwebt im Raum und kann dort, wo es soll, bes-

ser eindringen, gerade weil die in der Sache liegende Spitzigkeit einer Befehlsform vermieden ist. Der Sprechende befindet sich mehr im gleichen Medium, steht deutlicher unter dem gleichen Eindruck wie der Angeredete, kurz, der imperativische Infinitiv ist geeignet, erhöhte Kommunikation zu schaffen. Mancher von Ihnen, verehrte Zuhörer, mag mich der Überinterpretation bezichtigen, wenn ich solche grammatisch-sprachpsychologischen Erwägungen in Verbindung mit dem thaumazein jener Mathematikstunde bringe. Die nachhaltige Wirkung, die es auf mich gemacht hat, liegt jedenfalls genau in der aufgezeigten Richtung, ohne daß Pappus oder einer von uns darüber reflektiert hätte, wie wir es uns heute in der Rückschau einmal gestatten dürfen. Klassisch war aber nicht nur die sprachliche Form, die unser humanistisch-humaner Mathematiklehrer gebrauchte, sondern klassisch griechisch war auch und erst recht der Inhalt. Das ist mir erst viel, viel später richtig klar geworden.

Mich hat um die Jahreswende 1956/57 einmal ein freudiges thaumazein überfallen, als da plötzlich die Augustinerblätter wieder auf meinen Schreibtisch geflattert kamen und gleich von außen eines der schönen Bilder der alma mater grüßte, die zu unserer Zeit von unsern Mitschülern für die alten Augustinerblätter geschaffen worden waren. Die Tore der Schule - zum 400-jährigen Jubiläum waren sie verschlossen geblieben - stünden uns Ehemaligen weit offen, so hieß es. Sollte man skeptisch sein angesichts der in verschiedener Hinsicht diametral anderen Ausrichtung der jetzigen Schule? Tatsächlich, es dauerte nicht allzu lange, da starben die Augustinerblätter ein zweites Mal und nun sicher endgültig. Ich bereue es aber nicht, daß ich mich nach Erhalt der ersten Nummer hinsetzte und für die nächste "Ein Augustiner Echo" schrieb. Mochte die Chance für ein fruchtbares Gehörtwerden noch so gering sein, mich drängte es, das in den Griff zu bekommen, was wir Alten der grundstürzend veränderten Schule vielleicht dennoch mit auf den Weg geben könnten. Da kam mir als erstes das

unvergessene thaumazein unseres Pappus zu Hilfe. Er war, so konnte ich darlegen, "ein humanistischer Mathematiklehrer in dem Sinne, daß er uns die Mathematik in erster Linie nicht als ein Handwerkszeug für den praktisch reibungslosen Vollzug technischer Manipulationen beibrachte, sondern als ein humanum. Ein Menschliches ist ja die Mathematik, denn als reine Abstraktion existiert sie mit besonderer Ausschließlichkeit nur in unserm Bewußtsein, und gerade sie - das ist ihre Dialektik - ist bewußtseinsüberlegen objektiv in der Allgemeingültigkeit und Anwendbarkeit ihrer Sätze. Wir haben die Mathematik bei aller Bescheidenheit des Quantums bei Prof. Pelz nicht in spießbürgerlicher Enge, nicht als erweitertes Rechnen gelernt, nicht bloß als etwas, was dem Menschen technisch nützen oder ihn geistig trainieren kann, sondern was den Menschen als ganzen angeht." Und dann behauptete ich in jenem Beitrag in den Augustinerblättern, wir seien, als wir unter dem Eindruck des thaumazein standen, den alten Griechen ganz nahe gewesen, näher, als wir es damals selbst wissen konnten, denn sie hätten, in einer bis in unsere heutige Kultur, Zivilisation und Technik hinein fruchtbaren Weise immer wieder ehrfürchtig staunen müssen vor dem, was sich ihrem geistigen Auge erschloß. Wäre es eine wissenschaftliche Abhandlung gewesen, so hätte nun eine nähere Analyse mit Belegmaterial folgen müssen. Das brauchte ich damals nicht. Aber heute vor Ihnen, meine hochverehrten Damen und Herren? Nun, ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich um keinen Vorrat an exakten Belegen bemüht habe. Begebe ich mich auf allzu schwankenden Boden, wenn ich mich vor Ihnen statt auf antike Schriftsteller auf unseren Vorsitzenden berufe? Der ist jedenfalls auf das Thema mit dem Stichwort thaumazein beim ersten Auftauchen derart angesprungen, daß es mir Mut machen mußte, damit vor Sie zu treten in der Zuversicht, wir beiden würden mit unserm Empfinden dem thaumazein gegenüber nicht allein stehen.

Klopfen wir das Wort zuerst einmal etymologisch ab! Abgeleitet ist es von dem Substantiv thauma "Wunderding". In diesem steckt die indogermanische Wurzel dhāu "schauen", "staunen". Im Anlaut stand also in vorgriechischer Zeit die media aspirata, jener uns so fremdartig anmutende Laut, der sich in indischen Sprachen bis heute erhalten hat. Aus der Orthographie von Buddha und Gandhi ist er uns bekannt, ohne daß wir uns um die Aussprache eines dh oder bh bemühen. Wir können aber nachempfinden, daß in Wurzeln wie dhāu "schauen" oder bhaw "Licht" diese eigentümlichen Laute bestens geeignet sind, das Aufkommen einer Erleuchtung darzustellen. Auf bhawos geht griechisch phōs "Licht" zurück über die Zwischenstufen p<sup>h</sup>awos - p<sup>h</sup>aos - phaos - phōs. Als weiteres Beispiel sei die Wurzel bhū genannt. Ihre Urbedeutung ist "entstehen", vgl. das griechische phyein "wachsen (lassen)", wovon u.a. physis abgeleitet ist. Das Aufquellen, Aufkeimen wird wiederum im Anlaut trefflich abgemalt, so wie ihn unsere sprachlichen Altvordern vor 4000 und mehr Jahren wirklich gesprochen haben. Schon das Griechische hat hier in seinem Lautbestand im Vergleich zu der staunenswert differenzierten indogermanischen Ursprache durch Vereinfachung Einbußen erlitten. Die uns jetzt speziell interessierende Wurzel dhāu steckt auch in theōria und theatron. theā, "das Schauen" geht zurück auf dhāwā. (Nach Ausfall des Digamma verändern sich Farbe und Qualität vor dem folgenden Vokal wie in lāos "Volk", das speziell im Attischen zu leōs wurde.)

Immer handelt es sich bei der Wurzel dhāu um eine Wahrnehmung, die einen beschäftigt, beansprucht. Vergleichen wir nun das semantische Feld von thauma und thaumazein, etwa mit dem von theōria und theōrein, so tritt bei thaumazein einerseits ein Verharrenmüssen in der Spannung zutage, andererseits etwas, was über die Spannung hinausweist und hinausführen will. Versuchen wir, die beiden Hauptbedeutungen von Thaumazein mit e i n e m deutschen Wort zu erfassen, so bietet sich "staunen" an. Einen Augenblick

gehen wir auch auf dessen Etymologie ein. Es gehört zu der wohl in allen indogermanischen Sprachstämmen außerordentlich produktiven Wurzel stā "stehen". Verwandte sind z.B. auch staunen, starren. Wir gebrauchen ja auch die trefflich alliterierende Wendung "starr vor Staunen". Von der Etymologie her grückt also das Wort "staunen" ein statisches Verharren aus. Prüfen wir jedoch, welchen Empfindungsbereich "staunen" in unserer Sprache anklingen läßt, so merken wir, daß es sich vom Starren wegentwickelt hat hin zu dem, wo unser thaumazein auch etymologisch verankert ist, nämlich im aufblitzenden Erfassen eines Erstaunlichen. Es gibt nun eine mit dhāu sicherlich verwandte Wurzel dhabh "erschrecken". Die Laute malen den Bedeutungsunterschied. Der lange Vokal und der halbvokalische Schluß in dhāu passen zum Aufleuchten von etwas Erstaunlichem, der kurze Vokal und der jähe Verschlußlaut der Silbe dhabh dagegen malen ein Erstarren. Dem ganz entsprechend heißt das auf dhabh zurückgehende griechische thambeisthai "erschrecken", "sich entsetzen", während unser thaumazein den Weg nach vorn freigibt, der sich durch Verarbeitung des Eindrucks öffnet. Ob nun in der Bedeutung "sich wundern" zunächst die Unlust dominiert oder ob ich mich bewundernd öffne für Potenzen, die ich in andern Menschen und Dingen erkenne und die ich selbst nicht so zur Verfügung habe, immer liegt darin eine heilsame Unruhe, die das Ich aus seiner Selbstgenügsamkeit herausholt. Am klarsten tritt das nach vorn Weisende des thaumazein bei seiner selteneren dritten Bedeutung hervor. Genau wie das englische I wonder kann es vor einem indirekten Fragesatz stehen und mit Bezug auf dessen Inhalt heißen "ich möchte gern wissen, ..."

Hierher können wir, diesen Teil unserer Betrachtungen abschließend, den zentralen Satz aus der Ankündigung des Vortrags setzen: "Es stecken in thaumazein gleichermaßen Ehrfurcht und Vorwärtsdrängen in alle Dimensionen". Und eben darin steckt "bleibende humanistische Verpflichtung

in Abgrenzung gegen rationalistisch-utilitaristische Verflachung und andererseits gegen schwärmerische oder sonstwelche Zügellosigkeit des Denkens". Dies ist im Blick auf den Bereich geistiger Arbeit gesagt. Im Blick auf die seelische Verfassung vieler unglücklicher Zeitgenossen wäre hinzuzufügen, daß der Mensch, dem das thaumazein verlorengegangen ist, immerzu Leben in seinem Innern und um sich herum abtötet. Es ist der Mensch, der möglichst von nichts mehr etwas wissen will, der sich über nichts mehr wundert und der auch für das, was zu bewundern ist, nur jenes schändliche blasiert-abgestumpfte "Na und?" übrig hat. Jeder von uns hat die Pflicht, bei jungen und alten Mitmenschen nach seinen Möglichkeiten zu einer Wiedergeburt des thaumazein mitzuhelfen. Erschütternd, was da bei vielen jungen Menschen bereits tot ist.

Die Menschenpflicht, einander das Leben zu zeigen und zugänglich zu machen, steht jetzt vor uns unter dem besonderen Namen "humanistische Verpflichtung", der aus unserer Vergangenheit verständlich ist. Wie Sokrates seine Gesprächspartner dem Inhalt seiner Worte nach immer wieder fragte: "Weißt du, was das ist, wovon du da sprichst?", so wollen wir uns jetzt daranmachen, nachzudenken, was hinten dem Wort Humanismus und dem damit Gemeinten steckt. Sprachliche Zusammenhänge sollen uns weiterhin Leitseile sein. Ziel aber soll es bleiben, zum Menschen vorzudringen.

Das Wort Humanismus, heute von vielen in Ost und West für Verschiedenes, ja Gegensätzliches in Anspruch genommen und auf die Fahne geschrieben, ist erst sehr jungen Datums. Es meint eigentlich die geistige Bewegung, die zuerst deutlich in der Renaissancezeit aufgebrochen, sich von Werten der griechisch-römischen Kultur inspirieren läßt. In immer neuen Wellen tritt sie bis in unsere Gegenwart hinein jedesmal in neuer Ausprägung zutage. Die tiefgreifendste und weitreichendste Wirkung hatte sicher die erste Welle, die die Neuzeit heraufführte. Der zeitliche Abstand, bis

zum klassischen Humanismus des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts noch sehr groß, wird zu den folgenden Humanismusstößen hin immer kleiner - und die Tiefenwirkung immer geringer. Keine erfreuliche Diagnose. Eine eigentümliche Anziehungskraft hat aber das Wort Humanismus doch behalten, ja vermehrt gewonnen. Der junge Marx prägte den Ausdruck "realer Humanismus" und griff damit die idealistischen Humanismen an. Als hochgebildeter, genialer Kopf hatte er zwar sehr wohl einen Zugang zu Werten antiker Kultur, aber nie und nimmer hätte er irgendwo in der Antike Quellort und klassisch gültiges Richtmaß für künftige Menschheitsentwicklung anerkennen können. Was ihn und seine Nachfahren, darüberhinaus aber auch ganz andersgeartete Geister am Begriff Humanismus anzieht, ja fasziniert, ist nicht der Zusammenhang mit der Antike, sondern der Zusammenhang mit der dynamis der Wörter humanitas, humanus, homo. Um den Menschen ist es noch jedem gegangen, der mit Ernst Humanist sein wollte.

Humanist, dieses Wort ist schon um Jahrhunderte älter als der zugehörige -ismus. Es bezeichnet seit der Renaissance die Gelehrten, die sich mit einer neu aufgebrochenen Begeisterung den humaniora, d.h. dem aus der heidnischen Antike tradierten Bildungsgut zuwandten. Humaniora, ein eigentümlicher Terminus des mittelalterlichen Bildungsbetriebs; studia ist dazu zu ergänzen. Was will der Komparativ von humanus besagen? Offenbar doch, daß es andere studia gibt, denen das Prädikat humana ebenfalls gebührt, aber in beschränkterem Maße. Das ganz andere gegenüber dem humanum ist das divinum. Der Ausdruck humaniora beinhaltet somit von Haus aus keine höhere Qualifizierung, sondern das Gegenteil; denn das humanum steht unter dem divinum, von dem her und auf das hin der mittelalterliche Mensch lebt, äusserlich und innerlich eingebunden in eine geschlossene Welt, die von außermenschlich begründeter Autorität zusammengehalten wird. Wir müssen den Ausdruck humaniora aber ebenso in dem Sinne beim Wort nehmen, daß das humanum, d.h. die im Menschen liegende Potenz, auch dort eine notwendige Rol-

le spielt, wo es der Mensch mit dem divinum zu tun hat, nur daß es eben eine dienende Rolle ist, die der "Sache mit Gott" freilich nie völlig adäquat werden kann. Am klarsten sehen wir wohl bei Thomas von Aquino diesen Gesamtbau, in dem sich das Göttliche des Glaubens mit seiner Gipfelung im offenbarten Mysterium über dem Grund der von Gott dem natürlichen Menschen gegebenen Erkenntnis- und Verwirklichungsmöglichkeiten erhebt. Dem entspricht der Aufbau der Universitäten, wie er sich zum Ende des Mittelalters hin herausbildete. Die studia humaniora der septem artes liberales waren zunächst nur eine Vorstufe für das Studium der alten drei Hauptfakultäten mit der Theologie an der Spitze, bis diese studia schließlich als letzte, künstlerische (später philosophische) Fakultät Anerkennung erlangten. Darin kündigt sich schon der große Umbruch an, der in der Renaissance erfolgt. Bei den Humanisten bekommt das Wort humanus einen neuen, erhebenden, beflügelnden Klang. Der Mensch entdeckt sich selbst und seine Kräfte zur geistigen Durchdringung zum ästhetischen Erleben und Gestalten, zu immer weiterer Beherrschung der Welt.

Auch das Mittelalter war überzeugt von positiven Kräften, die im Gemeinmenschlichen liegen, und fand sie beispielhaft vorgebildet in der römischen Antike, deren weiterentwickelte Sprache das Einheitsband des Mittelalters mit Nachwirkungen bis in unsere Tage bildete und deren Reichsidee für den Papst wie für den Kaiser höchste politische Bedeutung bekam.

So wenig wie das Mittelalter den Wert des humanum leugnete, so wenig leugnete der Humanismus das divinum. Nur ein puritanischer Radikalismus christlicher oder atheistischer Prägung kann extreme Erscheinungen wie totale christliche Weltflucht, die alle humanistischen Werte verdammt und totale humanistische Innerweltlichkeit, die jegliches divinum leugnet, als die einzig legitimen, dem eigenen Wesen gerecht werdenden Ausprägungen des Christentums bzw. des Humanismus ansehen. Einer billigen Harmonisierung von Huma-

nismus und Christentum möchte ich nicht das Wort reden. Doch wie wir auch stehen mögen, immer ist es uns aufgegeben, in stetig neuem Ringen dem humanum und dem divinum im Denken, Fühlen und Handeln gerecht zu werden - dem, was in unsern menschlichen Kräften und Möglichkeiten steht, und dem, was von jenseits alles menschlichen Vermögens in unser Menschsein hineinredet und hineinwirkt. Eine Persönlichkeit wie unser verehrter Rektor Fraustadt, um nur einen Namen für so manchen andern zu nennen, hat beides überzeugend vereinbart.

Wenn wir nun zum Superlativ fortschreiten, dann keineswegs um der Grammatik, sondern um der Sache willen. humanissimus kommt verschiedentlich schon bei Cicero vor und gelangt in der Renaissance zu neuer Blüte. homo humanissimus bzw. humanissime, das wurde zu einer ehrenden Bezeichnung und Anrede unter Gelehrten. Handelt es sich dabei um einen Superlativ im eigentlichen Sinne? Steht etwa das Bild eines edlen Wettkampfes dahinter und soll dem so Angeredeten gleichsam der Siegerpreis zuerkannt werden? Wir wissen ja, welche gewaltige Rolle der sportliche und geistige agōn im Griechentum gespielt hat. Wir schweiften einen Augenblick von unserm Gedankengang, nicht aber von unserm Thema ab, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche zähmenden, veredelnden Wirkungen von den griechischen Wettkämpfen ausgingen. Wenn das olympische Feuer brannte, verlöschte die mörderische Glut innerhellenischer Fehden. Der Sinn des agōn lag nicht wie so oft bei Kampfspiel und Kriegstanz im Scharfmachen für den Ernstfall. Es diente dem humanum, wenn man den Gegner achtete, schon dadurch, daß man mit ihm unter ein Gesetz trat, und das thaumazein der Vielen konnte niedrige Instinkte in bessere Bahnen leiten. Wie schändlich ist in den blutgetränkten Arenen der Kaiserzeit dieser Geist in sein Gegenteil verkehrt worden - und wie erleben wir eben in unseren Jahren das Zerbröckeln der neuen weltumspannenden olympischen Idee unter aufgeheizter Politik, unverfrorener Profitmacherei und antihumaner Rekordgier um jeden

Preis! Doch auch den Hellenen war es nicht gegeben, die Friedensidee, die im agōn liegt, sich über das wirkliche Leben ausbreiten zu lassen. Olympia war weniger als ein Waffenstillstand, bei dem man immerhin noch auf eine Ausweitung zum Frieden hofft. Nein, war das olympische Feuer verloschen, so flammten die bösen Feuer wieder auf.

Wird die Idee eines agōn, der alle unter dem unverbrüchlichen Gesetz der Humanität dauerhaft vereint, noch einmal leibhaftige Wirklichkeit werden? Wird es auf religiös-weltanschaulichem und wissenschaftlichem Gebiet, aber auch auf ökonomischem und politischem zu einem ehrlichen Wettstreit um die besten Beiträge zur Verwirklichung umfassender Humanität kommen, wo jeder die Würde des Menschen im andern achtet und das errare humanum est auch für sich selbst gelten läßt, ja wo sich jeder freut, wenn er beim Gegner Gutes erkennen und sich zum Ansporn dienen lassen kann?

Es scheint viel zu schön, um wahr zu werden. Wahr ist aber ganz sicher, daß die Menschheit unausweichlich vor der Entscheidung steht, sich entweder umzusinnen und in gewagtem Vertrauen ernstliche Schritte in dieser Richtung zu tun oder aber sich selbst der Vernichtung preiszugeben.

Wir gehen zurück zu dem uns heute recht fremdartig anmutenden humanissimus und wenden uns der zweiten, elativischen Bedeutungsmöglichkeit zu. Der Elativ kann weniger, kann aber auch mehr sein als der eigentliche Superlativ, denn er meint zwar keine absolute Spitze, betont aber dafür das vollkommene Vorhandensein der betreffenden Eigenschaft und dies in einem auffallenden Maße. Der beste Wein unter allem vorhandenen kann z.B. immer noch schlecht sein; wenn er aber "bestens" ist, dann ist er einwandfrei und ausgesprochen gut, freilich ohne die steife Behauptung, daß es absolut keinen noch besseren geben könne. Wir merken schnell, humanissimus ist elativisch zu verstehen. Der Humanist, selbst nach wahren Menschsein strebend, freut sich mit einem deutlichen thaumazein über die Begegnung mit ei-

nem andern, der dieses Menschsein in hohem, vorbildlichem Maße selbst verkörpert, an dem man sich begeistern und von dem man sich in die Höhe reißen lassen kann. Was ist es doch für einen rechten Humanisten für eine Lust, aus einer engstirnigen Umgebung herausgehoben zu werden und mit Menschen lebendigen Geistes zu kommunizieren!

Mit solchen Worten habe ich aber bereits eine Grundgefahr des Humanismus anklingen lassen. Das ist sein Hang zum Elitären. Elite muß es geben, Elite soll sich auch bewußt sein, daß sie es ist. Aber mit dem Glücksgefühl, das darin liegen mag, muß das Gefühl einer großen Verantwortung für die Vielen korrespondieren, ohne alles heimliche oder offenbare Von-Oben-Herab. Die Gefahr des Elitären für die humanitas ist unheimlich.

Humanistisches Hochgefühl mochte noch die Brüder v. Humboldt und andere bedeutende Gelehrte bis an den Anfang unseres Jahrhunderts beseelen. Uns ist dieses Gefühl gründlich abhanden gekommen unter den Katastrophen und Greueln eben dieses Jahrhunderts, von der noch schrecklicheren Bedrohung ganz zu schweigen, unter der wir leben müssen. Wenn in solcher Situation ein vielfältig dissonanter Chor "Humanitas!" ruft, dann klingt darin die Angst um die Existenz der Menschheit mit, dann stehen da nackt und bloß, unserem Geschlecht mit noch nie dagewesener Dringlichkeit neu aufgegeben, die uralten Fragen: Was ist der Mensch? Was steckt in ihm? Wo kommt er her? Wo geht er hin?

Es ist kein leichtfertiges Spiel, wenn wir wiederum bei der Sprache anfragen. Ob die beiden Wörter homo und humanus auf eine sprachliche Wurzel zurückgehen, mag dahingestellt bleiben. Wie sie im Erleben von Sprache zusammengehören, zeigt nichts besser als das weltbekannte Wort des Terenz, dessen Komödie *Adeipho*e wir heute nachmittag sehen sollen: Homo sum, humani nil a me alienum puto - "Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches ist mir fremd." Daß aber das Wort humanus mit humus "Erdboden" zusammenhängt,

läßt sich nicht ernstlich bestreiten. Ebenso stimmen hebräisch adamah "Ackererde" und adam "Mensch" zusammen. Der Mensch sieht sich an die Erde gebunden, von ihr sich nährend und in sie zurückkehrend. Mit Tier und Pflanze teilt er dieses Los. Im Blick auf die belebte Kreatur ist "irdisch" also keinesfalls ein Charakteristikum des Menschen. Aber der Mensch weiß oder ahnt etwas von einer Macht, die erdüberlegen ist, und sieht sich - anders als Pflanze und Tier - mit ihr konfrontiert. Ihr gegenüber ist er humilis, niedrig, dem Boden verhaftet - auch dies Wort von derselben Wurzel. Aber eben durch die nur ihm zuteilwerdende Konfrontation ist er über alle andere Kreatur erhöht. Sowie läßt sich aus der Bedeutung und Herkunft von humanus erheben.

Es ließe sich erheben, auch wenn es keine biblische Botschaft gäbe. Aber in der Bibel begegnet uns das allerhöchste thaumazein des Menschen über sich selbst. "Wenn ich den Himmel sehe, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast: was ist der Mensch, daß du sein gedenkst?", so betet der Sänger des 8. Psalms und fährt fort: "Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott, hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk." Dann aber schließt er, wie er begonnen hat: "Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen!" Im ausströmenden Lobpreis des Soli Deo gloria wird das Fragen, Wundern und Bewundern zur Anbetung. Dort kann der Mensch dann nicht mehr zu klein und nicht mehr zu groß von sich danken.

Es ist nun die Frage an das Humanismusverständnis, ob die von der Wortgeschichte her zu erschließende uralte Deutung des humanum vom divinum her eine Frühstufe ist, deren Eierschalen unheimlich lange haften, die aber um der Menschwerdung des Menschen willen überwunden werden muß und überwunden werden wird - oder ob es bei jenem Selbstverständnis des Menschen um eine Grunderfahrung geht, die unter neuen Horizonten immer neu zu machen ist und die nicht ohne

Schaden für das humanum preisgegeben werden kann.

Vom Ursprung des Wortes her fiel ein Licht auf die Stellung des Menschen, auf den Ort im übertragenen Sinne, wo er angesiedelt ist im Kosmos der körperlich-geistigen Gesamtwirklichkeit. Von den literarisch überlieferten Bedeutungen des Wortes humanus her fällt Licht auf das, wozu der Mensch gerufen ist, um wahrhaft Mensch zu sein. Zunächst finden wir natürlich humanus ebenso wie die griechischen Adjektive anthrōpinos und anthrōpeios einfach in der Bedeutung "zum Menschen gehörig", "von menschlicher Art". Dann aber gewinnt das Wort seit dem zweiten vorchrist-

lichen Jahrhundert außerdem eine doppelte spezifische Füllung, einmal im Sinne unseres Wortes "human" und zum andern im Sinne von "gebildet". Beides ist im Ideal harmonisch vereint, die verständis- und rücksichtsvolle, hilfreiche Zuwendung des homo ad hominem und die Erbauung der eigenen Persönlichkeit durch Bildung im umfassendsten Sinne. Das Wort humanus hat damals wie später wieder in der Renaissance eine gewaltige Aufwertung erfahren. Eigentümlich, daß die griechischen Wörter anthrōpinos und anthrōpeios diesen Prozeß nicht durchgemacht haben. Es ist spezifisch lateinisch, daß das einfach von "Mensch" abgeleitete Adjektiv und ebenso das Abstraktum humanitas so positiv befrachtet werden. Der humanitas entsprechen im Griechischen Wörter, die einen zusätzlichen Bestandteil enthalten wie philanthrōpia oder gar nicht von anthrōpos abgeleitet sind wie paideia. Dabei war es doch gerade die Berührung mit dem Griechentum, die einst aufgeschlossenen Römern die Bedeutung und Verpflichtung des Menschseins in neuer Weise vor das geistige Auge stellte.

Der Mensch als animalisches Wesen ist nicht human und - machen wir uns nichts vor - auch nur in beschränktem Maße bildungswillig. Aber der Mensch ist nicht einfach das, was er ist. Er ist Mensch nur im Menschwerden, nur im Vernehmen eines Anrufs. Woher dieser Anruf letztlich stammt, ob aus dem Menschen selbst oder von jenseits des Menschen,

das zu entscheiden ist Sache des Glaubens, der, sei er nun religiös oder areligiös, tiefer im Menschen verankert ist als die ratio.

Sokrates empfang den Anruf durch das daimonion, das sich weder als ein für sich existierendes Geistwesen fassen läßt noch als eine menschlich immanente Potenz. Ganz gewiß, ohne "innere Stimme" gibt es keine Humanität. Doch ereignet sich der innere Anruf immer wieder gerade in der äußeren Begegnung des Menschen mit dem Menschen. Unheimlich mochte es sein, wenn in frühen Zeiten in großer Einsamkeit ein Fremder vor einem auftauchte. Homo homini lupus? Mindestens seit Konrad Lorenz wissen wir, daß der Mensch seinesgleichen gegenüber gefährdeter ist als der Wolf. Die Aggressionen bremsenden Instinkte sind ihm weitgehend verloren gegangen, und Humanität stellt sich nicht von selber ein. Der Unbekannte, Unberechenbare wird zum hostis, zum Feind auf Tod und Leben, sobald der Argwohn siegt - oder aber es wird Vertrauen gewagt, und er wird zum Gast, der unantastbar ist. hostis und Gast, im Ursprung identische Wörter.

Die Heiligkeit des Gastrechts, gegründet im Glauben an Gottheiten, die darüber wachen und selbst Gast des Menschen werden können, ist ein kaum zu überschätzender Beitrag zur Humanisierung des Menschen. Das eigene Menschentum wird bereichert, wenn das des anderen erkannt und anerkannt wird. Die Dialektik zwischen der Andersartigkeit des andern und dem Zusammenklang menschlicher Zugewandtheit und menschlicher Grundempfindungen ist eigentümlich fruchtbar. Das gilt für den einzelnen wie für ganze Völker. Wer hätte nicht, als Gastfreund mit Gliedern eines fremden Volkes verbunden, schon so etwas persönlich erlebt!

Unter Völkern bleibt dafür die Aufnahme griechischen Kulturgutes und die hohe Schätzung griechischen Menschen-

tums durch die Römer ein leuchtendes Beispiel. Im einzelnen ist es im griechisch-römischen Verhältnis so wenig ideal hergegangen wie irgendwo sonst auf dieser Erde. Im ganzen war aber darin soviel humanitas enthalten, daß Jahrtausende davon gezehrt haben und noch zehren.

Die ganze Gewalt der humanitas-idee kann freilich erst darin zum Siege kommen, daß ihr die Beschränkungen genommen werden, die immer wieder Menschen außerhalb lassen, als barbaroi, vor denen einem menschlich graut, oder als banausoi und douloi, die man mehr oder weniger verachtet und dabei für sich arbeiten läßt, um sich selbst zu bilden. Nur einzelne Geister der vorchristlichen Zeit haben wenigstens gedanklich Bresche in solche historisch nur zu gut verständliche und dennoch ungute Vermauerungen des humanum geschlagen.

Im Neuen Testament heißt es dann: "Da ist nicht mehr Grieche, Jude, Beschnittener, Unbeschnittener, Barbar, Sklave, Freier, sondern alles und in allen Christus." Dieser Jesus von Nazareth wußte sich zwar in seinem Erdenleben nur zu seinem jüdischen Volke gesandt und seine Boten, die, von dem Geschehen um seinen Tod umgetrieben und umgewandelt, bald darauf in die Völkerwelt zogen, wußten sich nicht zum sozialrevolutionären Kampf gegen die Sklaverei berufen. Also auch da Schranken. Wir haben aber Zeugnisse dafür, wie der irdische Jesus sich dennoch durch ihm entgegengebrachtes Vertrauen für Nichtjuden öffnen konnte (röm. Hauptmann; Syrophönizierin) und wie in einer heidenchristlichen Gemeinde das harte Herrenrecht über den Sklaven von innen her praktisch aufgebrochen werden konnte, als zur sozialrechtlichen Umgestaltung noch keine Möglichkeit bestand (Philemonbrief). Was in Jesus war und ist, durchbricht alle Schranken. Da ist die Magna Charta der Hoffnung für alle Menschen und für den ganzen Menschen im Zeichen dessen, über dem der höchste Vertreter der Weltmacht im Lande, selber ein Sklave seiner inhumanen Unwür-

digkeiten, ausrief: "Ecce homo!" Was Jesus war und tat, ist größer, als daß es mit dem Begriff "human" umfaßt werden könnte. Sicher aber ist alles wahrhaft Humane eingeschlossen in dem, wozu der Glaube an diesen Christus den Menschen verpflichtet.

Grausam, wie es Vertreter des Christentums so manches Mal mit Füßen getreten haben. In welchem Ausmaß das humanum von Christen und Nichtchristen durch die Zeiten hindurch bis zum heutigen Tage verpaßt, verraten und verkauft worden ist durch die blutrote Schuld horrender Grausamkeiten, kalter Berechnung und lässig rücksichtslosen Genusses - das zu sehen, kann in die Verzweiflung führen. Denn wer wollte bei aller Anerkennung von wichtigen Teilfortschritten sagen, daß in unseren Tagen der Mensch weniger am Menschen schuldig würde als zu früheren Zeiten?

Der Mut, dennoch nicht zu verzweifeln, hat keine tragfähige Grundlage in dem, was aus Vergangenheit und Gegenwart für die Zukunft absehbar ist: er hat ihn nur in jenem unbedingten Anruf zum Menschsein durchs Menschwerden. Und ich persönlich glaube, daß dieser Anruf Gottes Ruf ist, auch wo er nicht als solcher erkannt wird. Er steht in solch diametralem Gegensatz zu dem tief eingefleischten individuellen und kollektiven Ichstreben des Menschenschlechts, mit dem es sich selbst gefangen hält, daß es übermenschlicher Kraft bedarf, die menschliche Kräfte gut macht und befähigt, dem entgegenzuwachsen, wozu der Mensch bestimmt ist.

Meine verehrten Freunde, lassen Sie mich gestehen, daß mir bei jedem der Sätze über den Menschen bange war, weil die Sache so ernst ist und weil wir ständig in der Gefahr stehen, mit hochgreifenden Gedanken und Worten ein falsches Spiel zu treiben, das in unserm Tun und Wesen keine Deckung hat. Davor bewahre uns Gott.

Wir wollen jetzt, nachdem uns das Wort humanus so in die Weite gerissen hat, noch einmal Verbindungslinien zu

unserm Thaumazein ziehen und dabei ins Kleine, Bescheidene gehen. Von dort sind wir ja ausgegangen. Welch bescheidenes persönliches Erlebnis aus der Schulzeit, das das Stichwort für heute gab, und wie bescheiden ist aufs Ganze gesehen die Anziehungs- und Ausstrahlungskraft der Idee einer klassisch-humanistisch gegründeten Schulbildung, die uns ja den Impuls gab, über bleibende humanistische Verpflichtung nachzudenken!

Wenn über das Gute geredet und geschrieben wird, das unsere lieben Schulen uns mitgegeben haben, dann stehen oft mehr noch als klassisches Bildungsgut die damals gewonnene Fähigkeit zu konzentrierter, zielstrebigem Arbeit und die charakterbildenden Werte des Internatslebens im Vordergrund. Wir dürfen und müssen jetzt die an sich unausweichliche Frage beiseite lassen, ob und wie weit solche Positiva optimal mit einer bestimmten Schulform zu koppeln sind. Wir wollen einfach dankbar sein, wenn wir Positives mitbekommen haben, das wir andern gönnen und am liebsten weiterreichen möchten.

Da wage ich nun, neben Größen wie die disziplinierte Fähigkeit zu geistigem Schaffen das Thaumazein zu stellen, das nichts von einer Leistung an sich hat und mit dem weder Brot noch Ruhm zu erwerben ist. Ich bin dankbar, daß ich an St. Augustin Zeit nicht nur zum Lernen, sondern unter anderem auch zum staunenden Verharren hatte. Persönlich erlebte ich das in der Natur, die in einer mit Worten nicht zu beschreibenden Gewalt zu mir sprach, erlebte es unter dem Eindruck der Musik als Wirkungsmacht und als Phänomen, erlebte es, wenn sich mir tiefe Zusammenhänge zwischen verschiedenen Wirklichkeitsbereichen auftaten oder wenn sich Begegnungen mit Menschen und Dingen in wunderbarer Weise zusammenfügten. In all dem vielen spürte ich den Hinweis auf das eine, auf den einen. Ich hörte mit Augustin alle Kreatur rufen: "Quaere supra nos!", was denn auch zu meiner Berufswahl führte.

Aber war denn die räumliche und zeitliche Einengung durch den streng geregelten Tageslauf nicht ein Hindernis? Nein, denn ohne das Einsperren empfehlen zu wollen, muß ich sagen, daß die Beschränkung wie so oft der Entfaltung förderlich war, Und gab es das große, freie thaumazein bei den Inhalten, die uns in der Schule geboten wurden? Darauf kann keiner für den anderen antworten. Für mich war es manches liebe Mal da, ich muß aber gestehen und meinen Lehrern übers Grab hinaus abbitten, daß ich bezüglich aufbauender Verwertung des angebotenen und laut Zensur auch geschluckten Futters ein ganz schlechter Schüler war, ein unverbesserlicher Autodidakt, der in den zahlreichen von ihm disqualifizierten Stunden riskant und nicht erfolglos Tschechisch lernte und auch an das reichlich genossene wirklich Gute schandbar wenig Erinnerung hat, wahrscheinlich weil ihn, der aus inneren und äußeren Gründen und Fügungen "Chincha-Häuptling", sprich Wandervogelführer werden mußte, andere, fürs ganze Leben ebenfalls prägende Dinge stark ausfüllten.

"Was willst du dann nach 55 Jahren hier?" - ich möchte fast diese Frage hören, womöglich mit dem untermauernden Vorwurf: "Du warst schon immer etwas abseitig." Nun, ein eigentümliches Verbundenbleiben mit St. Augustin ist mir Wesens- und Schicksalskonstante geworden von der ersten Muluswoche an, die ich bootbauend im Schulkeller verbrachte, über viele bewegende Zwischenstationen bis zu dieser Stunde, da ich vor Ihnen stehe, weil ich dazu gerufen worden bin. Und ich bin nicht dumm genug, um über meiner autodidaktischen Eigenart zu vergessen oder zu unterschätzen, welchen aufbauenden Wert für unser ganzes Leben Lehrinhalte und Lehrerpersönlichkeiten selbst dann behalten, wenn wir im einzelnen viel Wertvolles vergessen haben, das hätte haften bleiben sollen.

thaumazein, staunen, niemand kann es besser als das Kind mit weit offenen Augen und Ohren, offenem Mund und

öffener Seele. thaumazein - niemand hat dazu mehr Grund und Gelegenheit als der Greis beim Rückblick über die Höhen und Tiefen seines Lebens. Im griechischen Wesen spüre ich vorbildlich etwas von kindlich frischer Empfänglichkeit und von ausgereiftem Menschentum.

Zum thaumazein gehört Zeit, manchmal nur Sekunden, ehe es hineinmündet in ein befruchtetes weiteres Schaffen, manchmal fordert es viel Zeit. s-cholē heißt diese Zeit, die sich der Mensch nehmen darf und muß, um nicht an den Wundern vorbeizurennen und sich an den Wunderlichkeiten zu verschlucken, die Zeit, die er dem Menschenbruder zu gönnen und zu verschaffen verpflichtet ist. s-cholē bedeutet wörtlich Anhalten, Einhalt. Von s-cholē haben die Schulen Europas und weiter Teile der übrigen Welt ihren Namen empfangen - und nur zu oft das befreiende Vermächtnis verspielt; besonders beschämend, wo das an humanistischen Anstalten geschah. Wo Lehrer und Schüler unter dem gleichen thaumazein stehen, da geschieht Bildung.

Einer Weltseuche stellen wir uns entgegen, wenn wir uns und andern zurufen: Vergeßt das stille Staunen nicht! Rasant fortschreitende Technik nimmt den Menschen, der sich nicht auf sich selbst besinnt und sich selbst beherrscht, gnadenlos in ihre Klauen. Der Dämon eines horror vacui temporis frißt die Freiräume des Menschseins durch die Reizüberflutung via Massenmedien, womöglich bis in den Schlaf hinein, durch den Konkurrenz- und Leistungsdruck in Schule und Beruf, der den darunter Bleibenden den Atem nimmt und den Herausgeschleuderten den Lebensmut, durch die Mode im allerweitesten Sinne, die dem Menschen keine Ruhe läßt, ihm Bedürfnisse, Gelegenheiten und Idole suggeriert und ihn blind macht für das Nächstliegende. Schlichte, Echte, Hilfreiche. Wenn der Übersättigte abstumpft und zum Staunen des Riesigen, Rasenden, Tosenden bedarf, wenn er als Wegwerfmensch immer stärkere, extravagantere Reize braucht und sich verschafft, dann ist die "Schraube ohne Ende" fertig, die über kurz oder lang abbrechen muß im Sog unwidersteh-

licher Süchte.

Beschämt stehe ich den Menschen gegenüber, denen herauszuhelfen ich mich ohnmächtig fühle, erst recht beschämt vor denen, welche mit einer Selbstverleugnung, die mehr ist als Humanität, einzelne dem Strudel abringen. Sie und ich, verehrte Freunde, wir haben viel Gutes, Bewahrendes, Aufwärtsweisendes empfangen von unseren Eltern in den entscheidenden frühen Jahren und auch dann noch, als sie uns, zumeist nicht leichten Herzens, ins mehr oder weniger ferne, fremde Internat ziehen ließen, dort von unseren Lehrern und Freunden und weiterhin durch die Jahrzehnte von Menschen, in denen uns das Menschsein aufgeleuchtet ist, sei es in kurzen, tief eindrücklichen Begegnungen, sei es daß daraus Schicksal geworden ist für den Gang unseres Lebens. Manche gnädige Führung und Bewahrung ist jedem von uns, oft gerade in schwerster Not, zuteil geworden. Das verpflichtet uns, auch falls die Amtspflichten längst hinter uns liegen sollten, Mensch zu sein für andere, jeder nach der Gabe, die er empfangen hat, zu wirken, solange es Tag ist, in den Maßen und Beschränkungen, die das Alter setzt, und in den besonderen, einzigartigen Möglichkeiten, die das Alter zum Empfangen und Weitergeben bietet. Als alte Humanisten wollen wir fernab von der Gefahr elitärer Selbsterhöhung und starrer Traditionsbewußtheit die bleibende humanistisch-humane Verpflichtung des thaumazein ausleben und weitergeben, das inmitten der Unaufhaltsamkeit des Werdens und Vergehens anhalten darf in Verwunderung, in Bewunderung, in Ehrfurcht und das den Weg öffnet zu klarer Ausrichtung im Tun und Leiden bis an die Grenze, die allem Menschlichen gesetzt ist.

#### E r l ä u t e r n d e   H i n w e i s e

Zu Seite 4 oben:

Vita Oskar Pelz im Grimmaischen Ecce 65, Neue Folge 1, S. 37-43 (Otto Ackermann)

Zu Seite 4 Mitte:

Johann Daniel Herrnschmidt, Ev. Kirchengesangbuch Nr. 198

Zu Seite 6 Mitte:

Gemeint sind die Augustiner Blätter, herausgegeben von der Oberschule Grimma, I. Jahrgang 1956/57, Heft 1, Dezember 1956. Ihr Erscheinen wurde nach Heft 2 eingestellt. Die beiden Hefte sind in unserem Archiv vorhanden.

Zu Seite 6 Mitte:

400-jähriges Jubiläum der Schule: September 1950

Zu Seite 13 oben :

Vita Georg Fraustadt im Afranischen Ecce 52, Neue Folge 4, 1971, S. 16-20, (Rudolf Lennert) und im Grimmaischen Ecce 65, Neue Folge 1, 1973, S. 22-28, (Eduard Grosse).

Zu Seite 15 unten:

Eine Theatergruppe der Ev. Landesschule zur Pforte unter der Leitung von Oberstudienrat Eberhard Horn spielte am Nachmittag auf der Bühne der Stadthalle - wie schon am 21. September zum Schulfest in der Kapelle der Landesschule - die Komödie des Terenz "Die Brüder".

Zu Seite 19 unten:

Matthäusevangelium 8 und 15 mit Parallelen

Zu Seite 20 oben:

Johannesevangelium 19

Verein ehemaliger Fürstenschüler e.V.

Schriftführer: Dr. Richard Münzner

Isestr. 113

2000 Hamburg 13